

Sehr verehrter, lieber Herr Wunder!

Die Promotion zum Doktor der Philosophie war für Sie kein Abschluß; sie war der Beginn einer Ihr ganzes Leben begleitenden Tätigkeit als Geschichtsforscher, einer Tätigkeit, die Sie heute noch erfüllt und – wie ich glaube – beglückt*. Vor diesem Beginn lag ein nicht alltägliches Schicksal; der Lebenshorizont Ihrer Kindheit und ersten Jugend war fremdartig und weit, eine Folge des väterlichen Berufs als Saatzüchter. Tansania, das ehemalige Deutsch-Ostafrika, Berlin, Chile waren die Stationen Ihres Lebens, das in Landsberg am Lech begonnen hatte. Die fränkische Pfarrer- und Beamtenfamilie, der Sie väterlicherseits entstammen, hatte schon mit Ihrem Großvater den Übergang ins technisch-naturwissenschaftliche Zeitalter vollzogen, und auch Sie selbst haben 1927 in Berlin, dann in Tübingen mit dem Studium der Naturwissenschaften begonnen; aber dann führten Sie eigene Neigung und Anregung Verwandter zur Familienforschung, die Atmosphäre im Landerziehungsheim Ihres Vatersbruders Ludwig Wunder zu den Geisteswissenschaften, zum Studium der Geschichte. Der akademische Lehrer, der Sie vor allem prägte, war Johannes Haller; er riet Ihnen, Ihre Vertrautheit mit Chile und Ihre spanischen Sprachkenntnisse wissenschaftlich einzusetzen; so kamen Sie zu Herman Wätjen nach Münster. Es entstand Ihre Dissertation »Grundzüge des Unabhängigkeitskrieges in Chile (1803–1823)«, erschienen Münster 1932. Die fesselnde Darstellung der turbulenten Ereignisse arbeitet die Rolle der führenden Personen und der großen Familienklans meisterhaft heraus. Uns gaben Sie so den Anlaß, heute in dieser schönen westfälischen Stadt und großen, als arbeitsintensiv berühmten Universität Sie gebührend zu feiern.

Unsere Generation hat es nicht leicht gehabt: die Wirtschaftskrise der 30er Jahre zerschlug Ihnen die Hoffnung auf eine wissenschaftliche Laufbahn auf dem Gebiet der ibero-amerikanischen Geschichte. Sie lehrten in Chile an einer deutschen Privatschule; aus dieser Zeit stammen die Titel Ihres Werkverzeichnisses zur Geschichte des Deutschtums in Chile; sie sind teils biographischer Natur, gelten teils Themen der Schul-, Kirchen- und Kulturgeschichte. Ein größeres Manuskript über die Deutschen in Chile verbrannte im Weltkrieg. Zum Thema Ihrer Dissertation haben Sie sich aber viel später wieder geäußert. 1935 wurden Sie Leiter der Düsseldorfer Volksbüchereien. In diese Düsseldorfer Zeit fällt Ihre Heirat mit der aus einer ostpreußischen Familie stammenden Tübinger Studiengefährtin Paula Salamon und die Geburt Ihrer beiden Söhne. Sie haben diesen neuen nieder-rheinisch-bergischen Wirkungskreis auch in seinen historischen Bedingtheiten zu erfassen gesucht: 1938 erschien eine Arbeit zur Geschichte Düsseldorfs. Ihr Interesse war in erster Linie genealogisch bestimmt, wobei aber die Genealogie immer

* Ansprache, gehalten anläßlich des Goldenen Doktorjubiläums am 23. Juli 1982 in Münster in Westfalen.

Ausgangspunkt für die Erforschung dynastischer Verflechtungen und des Sozialgefüges war. In den 60er Jahren kamen dann Arbeiten heraus über die Familien der Grafen von Berg, von Altena, der Herzöge von Limburg, zu niederländischen und angelsächsischen genealogischen Fragen, die immer einen neuen Baustein einfügten. Der wohl bedeutendste Beitrag zur rheinischen Geschichte ist der große Aufsatz, der 1964 im 166. Band der Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein über die Verwandtschaft des Kölner Erzbischofs Friedrich I. (Pontifikatsjahre 1100–1131) veröffentlicht wurde. Friedrich gehört noch zu den vom Kaiser von weither geschickten Kölner Erzbischöfen; nachher überwiegen die Vertreter der benachbarten Adelsfamilien auf dem Kölner Erzstuhl. Friedrichs Herkunft und Verwandtschaft gab viele Probleme auf, mit denen sich in derselben Zeitschrift 1955 Ernst Klebel befaßt hatte, dem Sie Ihren Aufsatz widmeten. Friedrich entstammte dem Kärntner Zweig des moselländischen Geschlechts der Sponheimer. Der Aufsatz beweist, zu welch wichtigen allgemeinen Erkenntnissen die mühsame genealogische Arbeitsweise führen kann. »Der Kaiser berief keinen unbekanntenen jungen Mann aus dem bayrischen Wald nach Köln«, so faßten Sie zusammen, »sondern einen Verwandten des bisherigen Erzbischofs Hermanns des Reichen, einen Großneffen des Erzbischofs von Magdeburg, einen Mann, der der Frömmigkeitsbewegung seiner Zeit nahestand und zu den Gregorianern schon durch seine Familie gute Beziehungen besaß. Hermann der Reiche wiederum war mit dem angesehenen Erzbischof Hermann II., dem Neffen Kaiser Ottos III., verwandt, und später wurde Bruno von Berg, dessen Bruder mit einer Nichte Friedrichs verheiratet war, und nach ihm Hugo von Sponheim, ebenfalls ein weiterer Verwandter Friedrichs, Erzbischof von Köln.« Sie hoben auch hervor – es klang eben schon an –, daß Erzbischof Friedrich – er hat das Zisterzienserkloster Kamp gegründet und Norbert von Xanten zum Priester geweiht –, seine Vorgänger und Nachfolger und die großen Förderer des Zisterzienserordens im 12. Jahrhundert zu einer Familiengruppe des Hochadels gehörten. Die räumlich weite Ausdehnung dieses Kreises beweist die im 12. Jahrhundert noch lebendige abendländische Verflechtung des Hochadels.

Ihr Interesse galt früh auch dem städtischen Patriziat. Ihrem 1959 erschienenen Artikel zu den Anfängen der Kölner Overstolz verdanken wir eine wichtige Bereicherung unseres Wissens über dieses große Stadtkölner Geschlecht, die wenigstens teilweise in die 1977 erschienene Arbeit von Wolfgang Herborn über die politische Führungsschicht der Stadt Köln im Spätmittelalter Eingang fand. Sie hatten nachgewiesen, daß Gottschalk Overstolz (1205/14), der die Grundlage für den gesellschaftlichen Aufstieg und die politische Bedeutung der Familie schuf, sein großes Vermögen nicht nur durch seine eigene Tätigkeit im Tuchhandel begründet hat, sondern auch – das ist Ihre Entdeckung – mütterlicherseits schon aus einer wohlhabenden Tuchhändlerfamilie stammte. Seine Frau Sophia konnten Sie als Enkelin des Eckebrecht, *qui Judeus fuit*, identifizieren, auch dies ein interessanter Beitrag zu der mehrfach anzutreffenden jüdischen Versippung des städtischen Patriziats.

Aus der Düsseldorfer Tätigkeit riß Sie der Zweite Weltkrieg. Wie so viele, die damals dem Lande dienten, weil es ihr Land war und blieb, haben Sie kostbare Lebensjahre dahingegeben. Sie haben den Einmarsch in Belgien, Frankreich und in Rußland mitgemacht und erlebten das Kriegsende in den Alpen. Dann haben Sie sich mit 39 Jahren zum Lehramt entschlossen und fanden am Mädchengymnasium zu Schwäbisch Hall, an dem Sie von 1950 bis 1973 wirkten, Ihren dauernden Wirkungskreis. Hier fanden Sie auch Ihr eigentliches geschichtswissenschaftliches Arbeitsgebiet; hier ergaben sich die dafür wichtigen persönlichen Kontakte, die Mitarbeit in der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg seit 1953, im Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, im Südwestdeutschen Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung, eine Mitarbeit, bei der Sie ebenso sehr Gebender wie Empfangender sind.

Das für unsere Zeit Erstaunliche ist zunächst einmal, daß Sie auch während Ihrer Tätigkeit an der Schule Zeit und Kraft aufbrachten für die bedeutsame geschichtswissenschaftliche Produktion, die ich gleich zu schildern die Freude haben werde. Das ist heute sehr selten geworden. Die Zeiten scheinen vorbei, wo u. a. der königliche Gymnasialoberlehrer in Brieg, Adolf Schaube, seine dickleibige Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebietes schrieb, die noch nicht überholt ist. Neben den dazu verpflichteten Hochschullehrern sind heute fast nur noch die Archivare und Museumsleute wissenschaftlich produktiv, selten einmal ein Bibliothekar und ganz selten ein Schulmann.

Dazu gehört sehr viel Energie, mancher Verzicht und eine wirkliche Leidenschaft zur historischen Erkenntnis. In Schwäbisch Hall, das Ihnen zur Heimat wurde, kamen die in Ihren älteren Arbeiten wirksamen Ansätze und Antriebe zur Reife. Das genealogische Interesse, immer schon auf Erschließung allgemeiner Einsichten gerichtet, wuchs sich aus zu sozialgeschichtlichen Forschungen; ich möchte jetzt schon festhalten, daß es mir sehr gut erscheint, daß hier einmal der Weg von der Genealogie und nicht von der modernen Soziologie zur Sozialgeschichte getan wurde. Die feste Verwurzelung in einer Stadt, der ihre bedeutende Vergangenheit bis heute bleibende Züge aufgeprägt hat, gab Ihren Arbeiten einen Mittelpunkt und machte Sie zum besten lebenden Kenner der Geschichte dieser Stadt.

Der Historiker, angewiesen auf seine immer fragmentarischen, oft widersprüchlichen, mitunter bewußt täuschenden Quellen, Bruchstücke von Tätigkeiten in uns fremd gewordenen Lebensumständen vor Jahrhunderten lebender Menschen, eine zusammenhanglose Masse beschriebenen Pergaments und Papiers, verunsichert oder provoziert oder voreingenommen durch die Interpretationen vergangener Historikergenerationen und selbst im ununterbrochenen Strom der Geschichte stehend, unfähig zu völlig prämissenloser Objektivität – er braucht einen Punkt, wo er stehen kann. Von da aus erschließen sich die weiten Horizonte, fügen sich die Bruchstücke zum Bild.

Dieser Punkt wurde für Sie Schwäbisch Hall. Immer deutlicher wurden Ihnen die Konturen der Stadt, Sie sahen in die Wohnstuben und Werkstätten. Für den Städtehistoriker ist es m. E. unerlässlich, eine Stadt von Grund auf zu kennen, und

am besten ist es, wenn er in dieser Stadt auch lebt. In Ihrem Vortrag »Die Stadt am kleinen Fluß«, den Sie 1975 auf der 14. Arbeitstagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises hielten, sagten Sie zu Beginn: »Der Fluß – der Kocher – ist in erster Linie ein Verkehrshindernis. Wer abends die Steige herunterkommt ins Tal, kann nicht mehr durch die Furt fahren oder reiten. So entsteht am Flußufer gegenüber der eigentlichen Siedlung schon früh eine Herberge und eine Kapelle.« Hier bewährt sich Ihre Fähigkeit, sich unmittelbar und konkret in die Vergangenheit zurückzusetzen, die Situation des Reisenden im frühen Mittelalter zu schildern. Dann ergeben sich zwanglos die topographischen Folgerungen, die Feststellung der Furten, der Brücken. Der Fluß erscheint als Rechtsgrenze, er gibt der Stadt wirtschaftliche Möglichkeiten, der Leser wird zu den Badstuben geführt, zu den Mühlen, erlebt die Holzflößerei der Salzsieder und sieht schließlich, wie der kleine Fluß unmittelbar zwischen den Häusern durchfließt, die ihm ihre Giebel und Fenster zuwenden – und der Historiker bemerkt, daß jede Einzelheit belegt wurde. Sie begannen Ihren Aufsatz über die Sozialstruktur der Reichsstadt Schwäbisch Hall im späten Mittelalter, der 1966 in den Reichenauer Vorträgen und Forschungen erschien – und damit komme ich zu einem Kerngebiet Ihres Schaffens –, folgendermaßen: »Wo die Quellenlage in einer mittleren Stadt Untersuchungen zur Sozialstruktur erlaubt, wird man im überschaubaren Raum erwarten können, daß die gewonnenen statistischen Zahlen durch Anschauung der Personen, durch Beispiele und durch Ausnahmen, durch den konkreten Einzelfall, den sie abstrahieren, ergänzt werden können, so daß sich Einsicht in das Allgemeine wie das Besondere bietet.« Damit haben Sie Ihre eigene sozialgeschichtliche Methode gekennzeichnet. Diesem wichtigen Aufsatz ging die Quellenarbeit »Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395 bis 1600« voraus, die 1956 erschienen ist. Dieses Werk bemüht sich, die gesamte Bürgerschaft der Stadt Hall in den ersten beiden Jahrhunderten einer gesicherten Überlieferung vollständig zu erfassen. Hauptquelle sind die Beetlisten des Haller Stadtarchivs, ergänzend wurden Steuerrechnungen, Bürgerbücher, Kirchenbücher und Einzelurkunden herangezogen. Der Quellenteil der Publikation macht über 600 Seiten aus. Sie haben Sie damals bereits eingehend kommentiert. Sie bildet das sichere Fundament nicht nur für den genannten Vortrag auf der Reichenau, sondern auch für Ihre Beiträge in den Schriften zur Problematik der deutschen Führungsschichten 1968, zu den Tagungen des südwestdeutschen Arbeitskreises über städtische Mittelschichten und Unterschichten, über Stadt und Ministerialität – um nur die wichtigsten zu nennen. Diese Veröffentlichungen insgesamt gehören zu den Vorarbeiten Ihres 1980 erschienenen Werkes »Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1260-1802«. Die Geschichte einer Stadt erwächst hier aus der geglückten Synthese von Topographie, Ereignisgeschichte, Strukturanalyse und Prosopographie. Tabellen und Diagramme im Text und ein statistischer Anhang stützen die Strukturanalysen, ein in dieser Form wohl einmaliger Bildteil verlebendigt die Personengeschichte. Im Aufsatz von 1966 vergleichen Sie bereits absolute Höhe und relative Bedeutung der städtischen Vermögen von Schwäbisch Hall, Konstanz, Esslingen und Heilbronn, veranschau-

licht in einem Diagramm und Tabellen. Sie arbeiten auch statistisch. Dabei fällt immer wieder auf, wie vorsichtig Sie mit Durchschnittszahlen umgehen. Ich betone das, weil die von der Schule der Annales inspirierten, quantifizierend arbeitenden französischen, amerikanischen und deutschen Historiker sehr viel mit Durchschnittszahlen arbeiten, die manchmal etwas flach wirken und nicht immer viel aussagen. Die Mittelwerte ebnen zu sehr ein. Sie verzichteten auch bewußt auf die Umrechnung der bürgerlichen Haushaltungen, die ja die Steuereinheit bilden, zu Einwohnerzahlen.

Im Kapitel »Die Bürger in Zahlen« Ihrer großen Publikation von 1980 sagen Sie es noch einmal ausdrücklich: »Freilich finden wir bis 1810 keine Zählung der Personen. Es gibt viele Versuche, aus der Zahl der Gestorbenen oder Geborenen, aus der Zahl der Haushaltungen die Zahl der Einwohner zu berechnen, aber keine der – mehr oder minder willkürlich – angesetzten Schlüsselzahlen scheint uns überzeugend zu sein.« Das ist eine zweifellos beherzigenswerte Skepsis – ich habe das dunkle Gefühl, daß sie oft nicht beherzigt wurde. Sie verlangt viel Entsagung vom Historiker, zumal für die deutschen Städte; wir haben nirgends einen *catasto* wie den von 1427 von Florenz. Diese kritische Haltung gegenüber den Quellen findet sich bei Ihnen immer.

Für Schwäbisch Hall haben Sie unwidersprochen die Existenz eines Stadtadels nachgewiesen. »Es handelt sich«, schreiben Sie, »nicht um ein ›Patriziat‹ im üblichen Wortsinn, sondern um einen echten Adel, der sich im Namen, Besitz und Konnubium nicht vom Landadel unterscheidet und nach der politischen Katastrophe von 1512 im Landadel aufgeht. Die Adligen stammen vorwiegend aus der staufischen Ministerialität.« Die Existenz eines Stadtadels ist, soweit ich sehe, für keine deutsche Mittelstadt so exakt nachgewiesen worden wie von Ihnen für Schwäbisch Hall.

Um dieses Kernwerk über Schwäbisch Hall rankt sich eine Fülle von Arbeiten, die räumlich weitergreifen; hervorheben möchte ich den Beitrag in dem Sammelwerk »Der Kreis Schwäbisch Hall«, der in der Frankenzeit einsetzt und bis zum Ende des Alten Reiches geführt wird.

Sie haben nicht aufgehört, sich auch mit Bauern und Adligen zu befassen. Ich erinnere an Ihre Arbeiten über bäuerliche Oberschichten im alten Württemberg, über die bis dahin unbekanntenen Schweizer Kolonisten in Ostpreußen. Ich kann nicht alle einschlägigen Arbeiten hier aufführen, ich habe auch nicht alle lesen können. Aus dem, was ich gelesen habe, habe ich viel gelernt, inhaltlich und methodisch. Ich habe alles auch gerne und leicht gelesen. Sie waren ja für Deutsch am Zentralabitur beteiligt. Sie schreiben selbst eine klare deutsche Prosa – ich bin immer dankbar, wenn ich mir nicht Soziologensprache ins Deutsche übersetzen muß, um etwas zu verstehen. Merkwürdigerweise ist die deutsche Sprache aussagekräftiger und flexibler als heute manche glauben. Sie haben auch Sinn für Humor. Dickleibige Bände abstrakter und humorloser Statistik zu lesen, fällt mir nämlich schwer. Aber nie werde ich den von Ihnen zitierten Heilbronner Stadthauptmann vergessen, der auf die Frage des Richters nach seinem Lebensalter antwortete: »er sei 300 Jahre und

drei Tage alt, das könne er auch beweisen, denn er habe es dreimal erlebt, daß Kaiser Maximilian Frumme Frieden geschlossen habe, auf 100 Jahr und einen Tag und er habe es dreimal erlebt, daß dann der Krieg wieder begann, also müsse er wohl mindestens 300 Jahre und 3 Tage alt sein.«

Im Jahr 1972 erschien Ihre umfangreiche Familiengeschichte der Schenken von Stauffenberg, Dienstmannen der Grafen von Zollern, im 15. Jahrhundert auch württembergische und badische Lehnsträger, im 16. Jahrhundert in Beziehung zu Habsburg, Familienmitglieder in Domstifte entsendend, aus freien Mitgliedern der Reichsritterschaft schließlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts Reichsgrafen. So gelten Ihre Arbeiten der ständisch strukturierten Gesellschaft des Alten Reiches insgesamt. Zum Schluß möchte ich Ihr lebendiges Porträt der Kaiserin Gisela, der Gemahlin Konrads II., hervorheben, das 1980 in den Lebensbildern aus Schwaben und Franken erschienen ist.

Sehr ausgeprägt ist bei Ihnen immer die methodische Reflexion. Sie tut uns heute auch besonders not. Ich möchte hier natürlich nicht in eine große Methodendiskussion eintreten. Ich glaube mich mit Ihnen darin einig, daß quantifizierende Betrachtungen, die statistische Aufbereitung von Massenquellen – Getreidepreisen, aber auch der Kirchenbücher wichtig, daß strukturelle Analysen unerlässlich sind, daß Modelldenken die Erkenntnis fördern kann. Aber wir wenden uns gegen die Ausschließlichkeit dieser Methoden. Sie müssen ergänzt werden durch Bemühung um die regionale und temporale Differenzierung, wie durch die exemplarische Biographie. Eine Synthese von Individual- und Sozialgeschichte tut not. So empfinden auch Franzosen, die vor allem die statistischen Methoden entwickelt und angewendet haben. »Auch wenn man«, sagt Ariès in seiner Geschichte der Kindheit, »den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, am meisten Freude hat der Historiker doch an seiner Arbeit, wenn er sich gerade erst vorzustellen beginnt, wie das Ganze einmal ausgesehen haben mag, wenn der Nebel, der die fernen Horizonte verhüllt, sich noch nicht ganz gelichtet und er sich mit den unbearbeiteten Dokumenten noch nicht im einzelnen beschäftigt hat, so daß er sie auch noch nicht allzu distanziert betrachtet und für ihre Lebendigkeit noch empfänglich ist. Sein größtes Verdienst besteht vielleicht weniger darin, eine These zu verfechten, als darin, seinen Lesern das Vergnügen an seiner Entdeckung mitzuteilen, ihren Sinn für Farben und Düfte unbekannter Dinge zu wecken. Zugleich hat er natürlich den Ehrgeiz, die Fülle der konkreten Details zu einer abstrakten Struktur zu ordnen, doch tut er sich (zum Glück!) stets schwer damit, sich von dem Wirrwarr der Eindrücke zu lösen, die seine Aufmerksamkeit bei einer abenteuerlichen Suche gefangengenommen haben, und beweist wenig Geschick, wenn es darum geht, sie umgehend der dennoch notwendigen Algebra einer Theorie zu unterwerfen.« – Sie haben ähnliche Gedankengänge, inhaltlich differenziert und in der Form ernster und weniger ironisch, ausgesprochen: In einem Vortrag auf dem Internationalen Kongreß für genealogische und heraldische Wissenschaften, der 1974 in München stattfand, sagten Sie: »Denn das ist ihr (d. h. der Genealogie) großer Vorsprung vor jeder statistischen oder theoretisch soziologischen Betrachtung der Dinge: daß wir

in der Genealogie immer nach dem Menschen suchen, daß wir aus der Schicht den Einzelnen herauschälen und das Einzelschicksal aufspüren, das im statistischen Durchschnitt uninteressant ist, aber doch eigentlich das Leben ausmacht. . . Was die Soziologen vielfach noch nicht wissen, ist dem Genealogen wohl vertraut: daß neben dem zeitlichen Querschnitt etwa einer Bevölkerung in einem bestimmten Stichjahr der zeitliche Längsschnitt treten muß, das Prinzip des Werdens; daß das menschliche Leben sich nicht nach den Regeln der statistischen Theorie oder gar der Wahrscheinlichkeitsrechnung abspielt; daß alle gesellschaftlichen Untersuchungen der Exaktheit bedürfen, die nur durch die Betrachtung von Einzelfällen, von vielen Einzelfällen gewonnen wird; daß oft Ausnahmen, statistisch unerheblich, es sind, die die eigentliche Dynamik im Leben ausmachen; daß Familienzusammenhänge viel weniger durch gleiche Namen (oft recht entfernter Vettern) als durch Schwägerschaft, durch Schwiegersöhne bestimmt sind; daß solche Zusammenhänge (und nicht Namenszählungen) die Schicht im Connubium erkennen lassen; daß es eine zwar unentbehrliche, aber doch immer fragwürdige Gewohnheit ist, Menschen zusammenzuzählen, die doch alle einmalig und unteilbar sind und nur in bestimmten Beziehungen addierbar sein können. Geschichte lebt von der Individuation; jede Gesellschaft besteht aus Menschen; den Menschen und die Person zu erfassen, das ist unser Anliegen. Jeder Mensch aber, Mann und Frau und Kind, um ein wahres menschliches Wort von Immanuel Kant zu zitieren, erhält einen Wert als Person, das heißt als Zweck an sich selbst, nicht bloß als Mittel zum beliebigen Gebrauch für diesen oder jenen Willen.«

Sehr verehrter Herr Wunder! Nun habe ich Ihnen viel aus Ihren eigenen Werken vorgelesen; aber so glaubte ich am besten darlegen zu können, was die Geschichtswissenschaft Ihnen schuldet: erstens eine Fülle exakt erarbeiteter Erkenntnisse zur Landes-, Stände-, Sozial- und Stadtgeschichte, zweitens methodische Aussagen, die mir deshalb so wichtig erscheinen, weil Ihre Methode die Geschichtswissenschaft davor bewahren kann, ein im Fachjargon geführtes Gespräch unter Experten zu werden. – Natürlich gibt es fachwissenschaftliche Untersuchungen – urkundenkritischer Natur z. B. –, die kein breites Interesse beanspruchen können. Aber die Geschichtswissenschaft muß – bei aller fachlichen Strenge – eine offene Wissenschaft bleiben. Der Historiker hat auch die Aufgabe, die von ihm nach allen vielfältigen Regeln der Kunst gewonnenen Erkenntnisse so darzustellen, daß er den Menschen unserer Zeit mit der Einsicht in die Vergangenheit auch ein Stück Geborgenheit in der Gegenwart und Gelassenheit gegenüber der Zukunft vermittelt.

Edith Ennen